

Franz Hohler

Die Torte

Franz Hohler

Die Torte

und andere Erzählungen

Luchterhand

© 2004 Luchterhand Literaturverlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
ISBN 3-630-87151-8

Die Torte

Wer vom Bahnhof in Locarno zur Altstadt hinuntergeht, kommt nach wenigen Schritten an einer Passage vorbei, in welcher junge Leute in farbigen Mützen und T-Shirts sitzen, vor sich Kartonschachteln mit Pommes frites und Becher mit Coca-Cola. Die metallenen Tische und Stühle sind über verschiedene Stufen verteilt, die nicht ganz zur Fast Food-Stimmung passen, und wer genauer hinsieht, merkt auch, warum. Es sind die Stufen, die zum Garten des alten Grand Hotels hinaufführen, zum Grand Hotel Locarno, das wie der Traum einer andern Zeit im Hintergrund steht, umgeben von Zypressen, Palmen und üppigen Rhododendronbüschen, mit seiner mächtigen Mittelterrasse, auf der zwischen Säulen mit Blumenschalen Figuren zu Stein erstarrt sind, als sei soeben die Tanzmusik eines Kurorchesters zu Ende gegangen.

Wollen Sie weitergehen zur Piazza Grande, oder haben Sie einen Moment Zeit, eine Geschichte zu hören, die in diesem Hotel ihren Anfang genommen hat?

Erfahren habe ich sie in einem Gebäude, das aus derselben Zeit stammt und dem Grand Hotel nicht einmal unähnlich sieht, einem Altersheim in einem der Täler hinter Locarno. Etwas bescheidener der Bau, der Mitteltrakt hinter zwei Ecktürme zurückversetzt, mit einem großen gepflästerten Platz davor, der in eine Glyzinienpergola mündet, aber oben, wo in Locarno der Name des Hotels in auswechselbaren Leuchtbuch-

staben prangt, steht beim Altersheim in unvergänglicher Mosaikschrift der Name des Stifters.

In dieses Altersheim führte mich letztes Jahr eine private Angelegenheit. Der Kanton Tessin hatte begonnen, die Parzellierung der unzähligen Grundstücke zu vereinfachen und den Besitzern Vorschläge zur Zusammenlegung oder zu Abtäuschen zu machen, und da ich auf einer Alp ein kleines Stück Land mit einem Stall besitze, in dem wir gerne ein paar Sommertage verbringen, kam auch an mich eine solche Anfrage, und ich beschloß, den Besitzer des Nachbargrundstücks aufzusuchen. Der lebte seit kurzem in diesem Altersheim, wir kannten uns, und er freute sich über meinen Besuch, klagte über sein abnehmendes Augenlicht und über seine Zuckerkrankheit, die ihm in die Beine fahre, so daß er kaum mehr gehen könne, kurz, über das ganze zusammenbrechende System seines Körpers, für das man auch das einfache Wort Alter benutzen kann. Er war mit dem Landabtausch, den ich ihm vorschlug, ohne weiteres einverstanden, fragte nach dem Zustand der Quelle, des Baches und der alten Kastanienbäume und erzählte mir von den Zeiten seiner Kindheit, als es im Dorf noch 600 Stück Vieh gab, von denen in unseren Tagen nicht einmal eine einzige Kuh übrig geblieben ist.

Während unseres Gesprächs lag sein Zimmernachbar regungslos, mit halb geöffnetem Mund im Bett und ließ nur von Zeit zu Zeit ein leises Stöhnen hören. Als ich ihn einmal fragte, wie es ihm gehe, reagierte er nicht.

»Er hört nichts mehr«, sagte mein Bekannter, »er

ist bald hundert, und ich glaube, er will schon lange sterben, kann aber nicht.«

Wir fuhren mit unserm Gespräch fort, und ich fragte, ob es früher auch schon Wildschweine gegeben habe am Hang oben, da hob sein Bett Nachbar den Kopf und sagte: »Un giorno vanno trovare la torta.« »Eines Tages werden sie die Torte finden«, und ließ seinen Kopf wieder sinken.

Mein Bekannter lächelte und sagte, das sei das einzige, was der arme Kerl noch sage, und sie nannten ihn deswegen nur »la torta«, ein Spitzname, mit dem er bereits ins Pflegeheim gekommen sei und den er offenbar in seinem Dorf ein Leben lang getragen habe. Aber was der Grund dafür sei, wisse niemand, und es kämen auch keine Familienangehörigen zu Besuch, die man fragen könne.

Ich trat zum Bett des Alten, beugte mich über ihn und fragte: »Dove vanno trovare la torta?« »Wo werden sie die Torte finden?«

Ohne die Augen zu öffnen, sagte er: »Nel lago.« »Im See.«

Ich fragte meinen Bekannten, ob er auch gelesen habe, daß die Seepolizei kürzlich im Lago Maggiore bei einer Suchaktion nach einem Ertrunkenen im Bodenschlamm eine große Blechschachtel mit der Aufschrift »Grand Hotel Locarno« gefunden habe, in welcher verrostete Zünder gewesen seien, die zu einer Ladung Dynamit gehört haben könnten, und daß ein Rätselraten um diesen Fund entstanden sei.

Kaum hatte ich dies gesagt, fuhr der Alte in seinem Bett hoch, riß die Augen weit auf und rief: »L'hanno

finalmente trovata!« »Endlich haben sie sie gefunden!«

»Die Torte?« fragte ich und fügte hinzu: »Es war aber Dynamit drin.«

Nun erschien die Pflegerin mit dem Mittagessen und war ganz erstaunt, den Alten aufrecht im Bett sitzen zu sehen, und sie staunte noch mehr, als dieser mit klarer Stimme zu mir sagte, ich solle jetzt gehen und am Nachmittag wieder kommen, dann werde er mir die Geschichte mit der Torte erzählen.

Ich suchte eine Osteria auf, wo man mir eine wunderbare Polenta mit einem Kaninchenschenkel servierte, und als ich am Nachmittag wieder das Altersheim aufsuchte, war mit dem Alten eine eigenartige Veränderung geschehen. Er saß im Lehnstuhl am Fenster und trug ein blaues Jackett mit Brusttressen und eine Mütze mit der Aufschrift »Grand Hotel Locarno«, und so wie er dasaß, hätte man ihn ohne weiteres gerufen, um einen Koffer ins Zimmer tragen zu lassen. Was er nun erzählte, trug er ohne zu stocken vor, so daß ich fast nicht glauben konnte, daß es sich um denselben röchelnden Menschen handelte, den ich heute morgen gesehen hatte.

»Nehmen Sie Platz«, sagte er zu mir und wies auf den Besucherstuhl, »ich kenne Sie zwar nicht, aber weil Sie mir die Nachricht von der gefundenen Schachtel gebracht haben, will ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Mit Righetti« – er wies mit dem Kopf auf seinen zuckerkranken Zimmernachbarn – »hab ich schon gesprochen, er will auch zuhören.

Ich heiÙe Ernesto Tonini, ich bin 1904 in diesem Tal geboren, und ich weiÙ nicht, ob Sie sich eine Vorstellung davon machen können – Sie sind Deutschschweizer, nicht? – wie man damals gelebt hat. Es war ein einziger Kampf ums Überleben, der vom Talboden bis zur Waldgrenze hinauf geführt wurde, jeder Quadratmeter, den man bewirtschaften konnte, zählte, jeder Kastanienbaum bedeutete so und soviel Mahlzeiten für hungrige Mägen, oft mußten die Kinder den ganzen Sommer lang auf die oberste Alp mit den Ziegen und Schafen und hatten als einzige Nahrung drei bis vier Liter Ziegenmilch am Tag, alle Familien hatten zu viele Kinder, und wenn die Mutter bei der Geburt des siebten Kindes starb und der Vater beim Mähen von einer Kreuzotter gebissen wurde und kein Gegengift da war, wurden die Kinder zu Verwandten gegeben, wo sie sich gewöhnlich vom ersten Hahnenschrei bis nach Sonnenuntergang abrackern mußten, oder sie kamen ins Waisenhaus. Ich hatte Glück und kam ins Waisenhaus, und ich hatte nochmals Glück und bekam nach der Schule eine Stelle als Laufbursche im Grand Hotel Locarno.

Natürlich versuchte man auch dort, das Letzte aus uns herauszuholen. Um 5 Uhr war Tagwacht, dann mußten wir die große Terrasse und den Vorplatz wischen, wir mußten die Brötchen beim Bäcker holen, und wehe, man wurde erwischt, wenn man eins gegessen hatte, der Küchenmeister zählte sie ab und zog es dir vom Lohn ab, falls man das Lohn nennen konnte, 50 Rappen am Tag, und ein Brötchen kostete 10 Rappen. Ich will euch nicht weiter langweilen mit dem, was

wir zu tun hatten, sondern sage nur noch, daß man als Jüngster alles zugeschoben bekam, worum sich die Älteren zu drücken versuchten. Wir wohnten zu viert in Zimmern mit zwei Betten übereinander, zwischen denen gerade ein Mensch stehend Platz hatte, und für die andern, die alle von Locarno, Ascona oder Tenero kamen, war ich der Tölpel aus dem Tal, ich hatte auch keine Gelegenheit, meine Geschwister zu sehen, kurz, ich war einsam, elend und arm, und ich war täglich um Leute herum, die gesellig, fröhlich und reich waren, und so wurde ich Kommunist.«

Ernesto Tonini lächelte und schaute vom einen zum andern. Wir mußten ziemlich überraschte Gesichter gemacht haben.

»Das hättet ihr nicht gedacht, stimmt's oder hab ich Recht?«

Wir zwei Zuhörer nickten, und er fuhr weiter.

»Der Bäckerjunge, der mir jeweils die Brötchen übergab, nahm mich an einem meiner wenigen freien Abende an eine Versammlung mit, die in einer kleinen Druckerei in Muralto abgehalten wurde, was heißt Versammlung, es war eher eine Verschwörung, sechs oder sieben Männer waren da, und manchmal noch Giulietta, die Tochter des Druckers, und dieser erzählte uns, wie sich Marx eine Welt ausgedacht hatte, in der es keine Armen und Reichen mehr gibt, sondern in der allen alles gehört, und wie unser großer Genosse Lenin von der Schweiz nach Rußland gefahren war und dort den Zar gestürzt hatte, um diese Welt aufzu-

bauen, und wie es aber besser sei, dort, wo man arbeite, vorläufig nichts von diesen Ideen zu sagen, weil bei uns noch die Reichen regierten und wir dann sofort rausflögen, z. B. aus dem Grand Hotel Locarno.

Daran hielt ich mich, aber von dem Moment an, wo ich bei den Kommunisten war, sah die Welt ganz anders aus für mich. Ich wurde gelassener und machte meine Arbeit besser, denn ich wußte nun, daß dies alles nicht so bleiben würde und daß ich eines Tages meine Geschwister, die als Mägde, Knechte oder Steinbrecher arbeiteten oder noch im Waisenhaus waren, ins Grand Hotel würde einladen können, in die Zimmer mit Seesicht.

Da ich ganz adrett aussah, bekam ich ab und zu ein Trinkgeld, und ich kaufte mir kleine Lehrbücher für Deutsch, Französisch und Englisch, die ich mir in die Tasche steckte und während meiner Botengänge hervorzog, um mich mit diesen Sprachen vertraut zu machen. Wir seien, sagte uns der Drucker immer wieder, eine Zelle, und es sei gut möglich, daß man einen von uns einmal ins Ausland schicke, wo die Weltgeschichte gemacht werde.

Wenn ich den fremden Gästen die Koffer ins Zimmer trug, versuchte ich immer, etwas in ihrer Sprache zu sagen und von ihnen zu lernen. Das machte mich beliebt, und öfters verlangten die Gäste, daß sie der kleine Ernesto an den Bahnhof begleite oder ihnen den Tee aufs Zimmer bringe. Dies blieb im Hotel nicht unbemerkt, und nach drei Jahren teilte man mich zum Etagendienst ein und stellte mich von Zeit zu Zeit sogar als Aushilfskellner an. Und an zwei Abenden im

Monat hörte ich an unsern Versammlungen, wie Genosse Lenin Rußland umkrempele, wie aber in München die Räterepublik gescheitert sei und daß uns das eine Warnung sein solle, wie schwer es die Revolution bei uns habe.

Und dann, auf einmal, kam die Weltgeschichte nach Locarno. Im Herbst 1925 versammelten sich die Ministerpräsidenten von halb Europa ausgerechnet hier, im Tessin, um über die Folgen des 1. Weltkriegs zu diskutieren. Soviel ich verstand, ging es vor allem darum, Deutschland wieder zu einem normalen Mitglied Europas zu machen. Daß Deutschland dies noch nicht war, merkten wir daran, daß alle Delegationen außer der deutschen bei uns im Grand Hotel logierten, die Engländer, die Franzosen, die Italiener, die Belgier und, warten Sie, ja, die Tschechen waren auch da, die kamen etwas später, Herr Benesch und seine Frau, die immer einen Strohhut trug, und die Polen.

Ganz Locarno war aus dem Häuschen in diesen vierzehn Tagen. Zwei- bis dreihundert Journalisten ranneten jeden Tag zum Palazzo di Giustizia, wo die Sitzungen stattfanden und wo sie nicht hineindurften, und dann ins Grand Hotel zu den Pressekonferenzen, wo sie auch nichts erfuhren, und dann zum »Bankverein«, wo sie telefonieren und telegraphieren konnten. Politiker, deren Namen man nur aus der Zeitung kannte, waren plötzlich leibhaftig zu sehen, der deutsche Stresemann mit seiner leuchtenden Glatze trank abends auf der Piazza Grande sein Bier, der Franzose Briand, klein und etwas gebeugt, ging einmal ins Kino, Chamberlain, den Briten, sah man mit seiner Frau am Lido spazie-

ren, und wir im Grand Hotel hatten sie natürlich alle von ganz nahe, am Frühstückstisch oder beim Diner, und das Personal schuftete von morgens früh bis abends spät, und keiner durfte fehlen. Einmal fing mich der Küchenchef kurz vor zwölf auf der Hintertreppe ab, als ich todmüde in mein Zimmer gehen wollte, und ich mußte ihm helfen, Brötchen zu streichen, die ich dann zu einer mitternächtlichen Pressekonferenz bringen mußte, und ich bekam mit, wie Grandi, die rechte Hand Mussolinis, allen italienischen Journalisten drohte, wenn morgen auch nur ein Wort vom Vertragsentwurf in einer ihrer Zeitungen stehe, werde diese sofort verboten. Und dann durfte ich den Journalisten meine Brötchen servieren, und Luigi, ein zweiter Aushilfskellner, schenkte ihnen Champagner ein. So lernte ich, was Pressefreiheit heißt, und es wurde mir auch klar, weshalb der Drucker mit Empörung von den Faschisten sprach.

Nicht nur ganz Locarno war in Aufruhr, auch unsere kleine Zelle. Die Kommunisten, belehrte uns unser Drucker, seien strikte gegen diese Verhandlungen. Ein Deutschland, das wieder funktioniere, stärke die rechten und bürgerlichen Mächte in Europa, und dadurch werde der revolutionäre Umsturz erschwert. Diese Konferenz, so war die Meinung der Kommunisten, müsse deshalb sabotiert werden.

Wie ernst es ihnen damit war, erfuhr ich, als mich der Drucker nach unserer Versammlung kurz vor Beginn der Konferenz zurückbehielt und mir sagte, da ich im Grand Hotel arbeite, käme ich am nächsten an die Politiker heran, ohne Verdacht zu erwecken, und alle

Genossen erwarteten von mir eine große Tat für die Weltrevolution. ›Was für eine Tat‹, fragte ich, und er öffnete eine Mappe, in der einige Stangen Dynamit lagen, und zeigte mir, wie man die Zündschnur entflammen mußte. ›Sie ist auf 10 Sekunden berechnet‹, sagte er, ›damit niemand Zeit hat, zu fliehen.‹

Ich erbleichte. ›Das heißt –‹

›Ja, Ernesto, das heißt, daß dein Name in allen Geschichtsbüchern stehen wird. Die Piazza Grande wird Piazza Ernesto Tonini heißen. Klar?‹

›Klar, Chef.‹

›Proletarier aller Länder –‹

›– vereinigt euch‹, murmelte ich und machte mich auf den Heimweg, mit der Mappe unter dem Arm, und da ich mittlerweile ein Einzelzimmer hatte, so groß wie eine bessere Besenkammer, versorgte ich sie einfach in meinem Koffer, den ich unter dem Bett verwahrte.

Ich hatte meinen Entschluß schnell gefaßt. Mein Leben bis jetzt war hart und freudlos gewesen, Freunde außerhalb der Zelle hatte ich kaum, große Chancen, im Hotelbetrieb aufzusteigen, konnte ich mir nicht ausrechnen, vermissen würde mich niemand, dafür würde mein Name um die Welt gehen, und meine Geschwister würden später auf einem Platz mit dem Namen ihres Bruders eine Limonade trinken können.«

Ernesto Tonini hielt inne und fragte mich, ob ich ihm das Teeglas vom Nachttischchen reichen könne, und als er es in der Hand hatte, trank er es in wenigen Schlucken leer und fuhr sich mit der Zunge über die vertrockneten Lippen.

Ich schenkte ihm aus dem Teekrug noch ein zweites Glas ein, aber er winkte ab und fuhr in seiner Erzählung fort.

»Die Konferenz begann, und die Frage war, wo ich möglichst viele Teilnehmer aufs mal treffen könnte. Eine der wenigen Sicherheitsmaßnahmen im Hotel war, außer daß man die Befestigung des Kronleuchters geprüft hatte, der in der Eingangshalle über die vier Stockwerke hinunterhängt, daß die Delegationen beim Diner möglichst weit voneinander entfernt saßen, also mußte ich mir überlegen, auf welche der Delegationen ich das Attentat verüben wollte. Die wichtigsten in meiner Reichweite waren zweifellos die englische und die französische. Ich hatte mich schon für die englische entschieden, da Chamberlain der Vorsitzende der Konferenz war und da mir Madame Briand ein Trinkgeld gegeben hatte, als ich ihr einen Blumenstrauß vom Sindaco aufs Hotelzimmer gebracht hatte.

Da bot mir der Zufall eine Gelegenheit, um die mich die Geschichte beneiden mußte.

Einer der wichtigsten Gäste, der in unserm Hotel ein- und ausging und vor dem alle stramm zu stehen hatten, war ein Franzose namens Loucheur. Er war ein Kapitalist aus dem Lehrbuch, der Drucker sprach seinen Namen mit Haß aus, wenn er von den Hungerlöhnen der Dampfschiffgesellschaft und der Centovallibahn sprach, denn beide gehörten Herrn Loucheur, und es hieß auch, es sei eigentlich sein Verdienst gewesen, daß die Konferenz gerade nach Locarno gekommen war. Nun ließ Monsieur Loucheur beim Confiseur des

Hotels eine große Torte bestellen, die am nächsten Mittag auf sein Motorschiff »Fior d'arancia« gebracht werden mußte. Auf diesem Motorschiff, so sickerte bald durch, sollten die Spitzenmänner der Konferenz zu einer Rundfahrt eingeladen werden, so daß sie in einer schöneren Atmosphäre miteinander diskutieren konnten.

Eine reiche Tessiner Platte mit Merlot und grünem Veltliner sollte auf dem Tisch für 12 Personen bereitstehen, und später auf der Rundfahrt sollte dann zum Kaffee die große Torte serviert werden. Zu meiner Überraschung wurde ich dazu auserkoren, die Torte aufs Schiff zu bringen und dort dem Hauptkellner mit der Bedienung zur Hand zu gehen. Dies hatte einerseits mit einem großen Bankett am Abend zu tun, zu dessen Vorbereitung wieder einmal alle verfügbaren Kräfte mobilisiert wurden, andererseits spielte wohl auch eine Rolle, daß ich mich auf deutsch, englisch und französisch einigermaßen verständigen konnte.

Ihr könnt euch vorstellen, daß ich wenig schlief in dieser Nacht, und ihr könnt euch vielleicht auch vorstellen, wie ich am andern Nachmittag das Dynamit auf das Schiff brachte. Die Torte war zweistöckig, und der Confiseur hatte mit Schlagsahne »Pace« und »Locarno« darauf geschrieben. Sie wurde in eine große Blechschachtel gestellt, die man mit Klammern verschloß, und als ich sie aus der Küche trug, ging ich damit zuerst in mein Zimmer, öffnete sie und schob die Dynamitstangen so weit in die Kuchenmasse, daß die Zündschnur noch herausschaute. Dann schloß ich die Schachtel wieder und trug sie wie eine Monstranz den

kurzen Weg zur Anlegestelle hinunter, wo mich der Hauptkellner schon erwartete. Da der Raum im kleinen Schiffssalon sehr knapp war, hatte er für die Torte einen Platz unter einem Sitz des Hinterdecks vorgesehen, was auch den Vorteil hatte, daß sie kühler blieb, es war immerhin schon Mitte Oktober. Ich verstaute sie also dort und nahm nachher mit halbem Ohr seine Anweisungen für die Bedienung entgegen. Hauptsache, ich spürte die Streichhölzer in meiner Tasche. Ich war bereit, die Weltgeschichte sollte kommen.

Und als die Minister und hohen Sekretäre nun einer nach dem andern nichtsahnend das Schiff betraten, das sie in den Tod führen sollte, und von Herrn Loucheur begrüßt wurden, Chamberlain, Briand, Stresemann, Luther, Sciaiola und wie sie alle hießen, und das Schiff dann ablegte und in Richtung Luino fuhr und sie nach ihren Broten und der Coppa und den Salamischeiben griffen und mit ihren Weißweingläsern anstießen und immer wieder das Wort »Völkerbund« hören ließen, geschah etwas Eigenartiges.

Ihr werdet begreifen, daß ich angesichts dessen, was bevorstand, ziemlich nervös war, und so schüttete ich ausgerechnet der einzigen Dame an Bord, Lady Chamberlain, etwas Weißwein über ihr Kleid, was mir einen zornigen Blick des Hauptkellners eintrug, während mich Lady Chamberlain nachsichtig anschaute und fragte: »Are you in love, young man?«

Und in diesem Moment wurde mir klar, daß ich wirklich verliebt war, und zwar in Giulietta, die Tochter des Druckers, der ich so gerne nachschaute, wenn sie uns Verschwörern etwas zu trinken brachte und dann wie-

der ging, und ich merkte, daß ich schon lange auf eine Gelegenheit wartete, sie allein zu sehen, sie einzuladen, mit mir spazieren zu gehen, und daß ich mit diesem Gedanken nicht einfach spielte, sondern daß ich darauf brannte, sie zu küssen und zu umarmen, und daß ich auf keinen Fall in die Weltgeschichte eingehen wollte, bevor ich nicht mit einem Mädchen ausgegangen war, und zu meinem großen Erstaunen hörte ich mich antworten: ›Yes, I am, Madame, and I beg your pardon.<<<

Ernesto Tonini faßte nun mit den Händen die vorderen Krümmungen der Armlehne, zog seinen gebrechlichen Körper nach vorn, so weit es ging, schaute uns eindringlich an und fuhr dann weiter:

»Und als der Moment kam, in dem mich der Hauptkellner hieß, die Torte zu holen, ging ich auf's Hinterdeck und wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich absichtlich über eine Bank stolperte und die Blechschachtel mit der ›Pace und Locarno<-Torte über die Reling in den See fallen ließ, wo sie langsam versank.

Die Empörung des Hauptkellners kannte keine Grenzen, auch Monsieur Loucheur zischte mir ›conard< und ›crétin< zu, und wäre nicht Lady Chamberlain gewesen, die ihre Hand auf die meine legte und versöhnlich sagte: ›He is in love, gentlemen – why don't you love each other too?< hätte ich wohl auf der Stelle Prügel gekriegt.

So rot wie damals bin ich nie mehr geworden, und wer weiß, ob Deutschland in den Völkerbund aufge-

nommen worden wäre ohne die Fürsprache von Lady Chamberlain für die Liebe, und so habe ich vielleicht doch ein bißchen am Gang der Welt mitgewirkt. Natürlich machte die Geschichte sofort die Runde, alle Kollegen nannten mich von da an nur noch ›la torta‹, und hätte sich nicht Lady Chamberlain sofort bei der Direktion des Hotels für mich eingesetzt, wäre ich bestimmt gefeuert worden.

Was in der Torte war, hat nie jemand erfahren, aber am nächsten Tag ging ich zum Drucker und sagte ihm, daß seine Dynamitstangen am Grunde des Lago Maggiore in einer Kuchenschachtel lägen und daß er das nächste Attentat besser selber ausführe, statt es einem Trottel wie mir anzuvertrauen, und daß ich nicht mehr an seine Versammlungen käme und auch nicht mehr an den Kommunismus glaube, wenn man für ihn so nette Leute wie Herrn und Frau Chamberlain umbringen müsse und erst noch selbst draufgehe dabei.

Ich gab ihm jedoch mein Wort, niemandem etwas davon zu erzählen, wofür er sehr dankbar war, und im übrigen wurde er später mein Schwiegervater, denn Giulietta mochte mich, wir küßten und umarmten uns in der kurzen Zeit, in der wir ein Paar waren, denn sie ist jung und kinderlos an Tuberkulose gestorben, aber ich liebe sie noch heute, ich liebe sie und Lady Chamberlain, die mich beide daran gehindert haben, in die Weltgeschichte einzugehen.«

Erschöpft ließ sich der alte Mann in den Lehnstuhl sinken, und eine Weile war es ganz ruhig im Zimmer. Dann bat er mich, vom Waschtisch die beiden Zahn-

gläser zu holen und auszuspülen und das untere Fach seines Schrankes zu öffnen. Dort stand hinter seinem kleinen Koffer, in dem er einst das Dynamit aufbewahrt haben mußte, eine Flasche Grappa und ein Zinnbecher mit der Aufschrift »Grand Hotel Locarno«.

Er ließ es sich nicht nehmen, uns, zitternd zwar, aber ohne etwas zu verschütten, selbst einzuschenken, und wir tranken, während es draußen zu regnen begann und allmählich dunkler wurde, die ganze Flasche in kleinen und langsamen Schlucken aus.

Als ich meinen Bekannten nach zwei Tagen anrief, weil unser Tausch vom Grundbuchamt genehmigt worden war, sagte er mir, Ernesto Tonini sei in der Nacht darauf friedlich gestorben.

Der Schimmel

Als die Frauenärztin, die ich Dr. Sabina Christen nennen will, nach einem anstrengenden Montag in der Praxis die Tiefgarage betrat, in der sich ihr Auto befand, stutzte sie einen Moment. Ihr schien, in der abgestandenen Luft, die nach Gummireifen, Ölflecken und Benzin roch, schwebte ein Pferdegeruch. Woher er kam, war nicht auszumachen, die Wagen der Dauermieter warteten auf ihren gewohnten Plätzen, und in der Hauswartecke standen wie immer der Schneepflug und der Laubsauger.

Vielleicht, dachte sie, bevor sie einstieg, ist jemand von den andern reiten gegangen und hat die Reitkleidung in seinen Wagen gelegt. Im Wegfahren versuchte sie sich die Mitbenützer der Garage auf einem Pferd vorzustellen, und der einzige, der einen passenden Anblick abgab, war der Zahnarzt im zweiten Stock, von dem sie sich aber zu erinnern glaubte, daß er Jäger war. Sie nahm sich vor, ihn zu fragen, wenn sie ihn das nächstemal sähe.

Es war vielleicht eine Woche später, als ihr der Geruch erneut auffiel. Diesmal war er so stark, als sei ein schwitzendes Pferd von einem Ausritt zurückgekommen und hätte noch ein paar Pferdeäpfel fallen lassen. Doch von einem Pferd war nichts zu sehen, geschweige denn von Pferdeäpfeln, und die paar Autos standen so ordentlich und langweilig wie immer auf den für sie bestimmten Rechtecken.

Die Ärztin wunderte sich. Der Zahnarzt, den sie darauf angesprochen hatte, war kein Reiter, und ihm war der Geruch nicht aufgefallen. Während sie nach Hause fuhr, etwas in Eile, weil sich die Sprechstunden unerwartet in die Länge gezogen hatten und ihre zwei halbwüchsigen Töchter mit dem Nachtessen auf sie warteten, wie sie ihr mit einer SMS mitgeteilt hatten, stieg auf einmal eine starke Sehnsucht nach Pferden in ihr hoch.

Als Gymnasiastin hatte sie oft in einem Reitstall ausgeholfen, um sich damit die Reitstunden zu finanzieren, von denen ihre Eltern nichts wissen wollten, zu gefährlich sei es und zu teuer, hatten sie gefunden, und warum sie nicht mit ihrer Freundin in die Ballettschule gehe, das sei doch auch etwas Schönes und passe viel besser zu einem Mädchen. Sie aber hatte Pferde gestriegelt, hatte ihnen das Zaumzeug abgenommen oder angelegt, ihre Beine abgespritzt, die Hufe gereinigt, den Mist auf die Karrette geladen und auf den Miststock gefahren, neues Stroh in die Boxen gestreut, die Krippen mit Heu gefüllt und dann den Pferden beim Kauen zugeschaut und sich mit ihnen wohlgeföhlt, und dieses Wohlgeföhlt hatte sich nun mit dem Geruch bei ihr eingenistet wie ein Gast aus einer verloren geglaubten Welt. Sie dachte auch an die Stunden, die sie auf Pferden gesessen hatte, welche sie über Waldwege trugen oder entlang von Getreideäckern, an deren Rändern Mohn- und Kornblumen wuchsen, oder von einem Gehöft zum andern, wo die Hunde anshlugen, wenn der kleine Troß auftauchte, in dem sie mitritt, und während sie ihren Wagen von einer Ampel zur nächsten